

Nicht in mich hineinschauen!

Claudia Bitter

Keine Spucke im Mund, völlig ausgetrocknet, und meine Zunge so schwerfällig, ein metallischer Geschmack, nicht die Augen öffnen. Spüre mich atmen, ich lebe, lebe noch, immer noch, warum? Neben mir ein Gemurmel, da spricht jemand. Schlafend stellen. Fingerkuppen berühren einander, ich lebe noch, spüre meinen Körper, ist nicht gestorben, ist noch am Leben. Kühler Stoff auf meinen Händen und Armen. Nicht bewegen, auf keinen Fall sprechen. Es ist ein Beten neben mir. *Heilige Maria Mutter Gottes, vergib uns... wie auch wir... im Namen des Vaters...* Eine Leier, wie bei der Totenfeier in der Kirche, es ist keine Totenfeier, kein Begräbnis. Warum nicht? Die Augen nur ein bisschen öffnen, wie schwer die Lider sind, ein kleiner Spalt, so viel Helligkeit, und so viel Durst. Alles leicht verschwommen, verschwommen ein Fenster, verschwommen ein Metallständer mit Infusionsflasche, verschwommen eine betende Ordensschwester. Ein Krankenzimmer, ein Spital, bin im Spital. Ein flaes Gefühl im Magen. Wie lange habe ich geschlafen, schlafen wie tot, war ich tot? Wieso bin ich es nicht mehr? Bin nicht im Himmel, nicht in der Hölle. Bin am Leben, hänge an einem Faden, noch. Ein Schlauch hängt an mir. Schlucken tut weh, keine Spucke, großer Durst. Die Augen öffnen, aber kein Wort sprechen, die Lippen und Zähne zusammenpressen, kein Wort herauslassen, versprochen, mir. Die Ordensschwester hat den Kopf gesenkt und betet in meine Richtung, ich hebe leicht den Arm unter der steifen weißen Decke, da schrickt sie auf, betet den Satz zu Ende, macht ein Kreuzzeichen und sieht mich an. Große dunkle Augen, blasse Lippen. Sie heiße Schwester Marie Luise und sei da, um für mich zu beten, für mich um Vergebung zu bitten. Ihre Augen alt und wässrig, ihr Gesicht voller Falten, eine Hügelandschaft zum Verirren, und die Zähne so unecht, eine leise Stimme, verschwommen, aber eindringlich. Was für eine Sünde, das Leben, ein Geschenk des Schöpfers, einfach wegzuerwerfen, eine Sünde, was für ein Glück, noch einmal davon gekommen, der liebe Gott möge diese schwere Sünde verzeihen. Ich starre die Falten in ihrem Gesicht entlang, meine Lider werden schwer, mein Mund immer trockener. Will trinken, will nur trinken. Ob ich mich denn nicht schäme, das eigene Leben, so einfach wegzuerwerfen, was ich mir denn dabei gedacht hätte, wie man dann dastehe vor der

Welt, den Menschen, dem Schöpfer. Die Augen schließen, ein tiefer Atemzug, nicht dastehen, vor nichts und niemandem stehen. In einem Krankenzimmer in einem Krankenbett liegen, wer weiß wie lange schon. Der Magen ausgepumpt, Erinnerung an ein Plastikstück mit Schlauch in den Mund gesteckt, in die Kehle gefahren. Konnte mich nicht wehren, hatte keine Kraft, nicht in den Händen, nicht in den Beinen, nicht im Kopf. Die Schwester brummt weiter, Gebete, Vorwürfe, Fragen. Gemurmel für mich. Als wäre ich nicht da. Ich bin da. Dasein. Wieder, weiter da sein, will nicht. Augen langsam schließen, behutsam ins Dunkle tauchen. Das Öffnen der Türe, das sich Nähern von Schritten. „Ja, da ist ja jemand munter geworden, wie geht es Ihnen, Frau Lechinger?“ Die Augen nur einen Spalt öffnen, eine Krankenschwester, ganz in Weiß, sauber und blond, die Haare wie frisch geföhnt, eine hohe Stimme. Kein Wort aus meinem Mund. *Ein Wort aus deinem Mund und schon werde ich gesund.* Bin gesund, bin nicht krank. Warum Krankenhaus, warum Beten an meinem Bett. „Na, da ist ja alles noch einmal gut ausgegangen, Sie sind ein wahres Glückskind. Wir haben Ihnen den Magen ausgepumpt und eine Infusion für den Kreislauf haben Sie bekommen. Jetzt bleiben Sie erst einmal ein paar Tage hier auf der Station und erholen sich gut, sobald die Sache mit dem Psychiater geklärt ist, können Sie wieder nach Hause.“ Zur Ordensschwester: „Danke Schwester Marie-Luise, Sie können gerne später noch einmal kommen, vorerst wollen wir Frau Lechinger richtig zu sich kommen lassen.“ Zu sich kommen, zu mir kommen, will nicht zu mir, will weit weg von mir, wo es mich nicht mehr gibt, wo ich mich nicht mehr kenne. Aber der Durst. Die Krankenschwester kramt im Zimmer herum, muss sie auf meinen Durst aufmerksam machen, mühsam im Bett aufrichten, schwache Glieder, ein dumpfes Brummen im Kopf. Zur Seite drehen, wo ein Nachtkästchen steht, kein Glas Wasser darauf. Sich räuspern, damit die Krankenschwester herschaut, sie sieht so jung, schlank, glücklich aus. Sie sieht nicht nur so aus. Mit einer Geste Trinken andeuten. „Ach natürlich, Sie haben sicher Durst, sofort bringe ich Ihnen einen Tee. Bald gibt es auch etwas zu essen, vorher kommt noch der Arzt zu Ihnen. Außerdem wartet Ihr Mann schon draußen, seien Sie nachsichtig mit ihm, er muss das Ganze erst verdauen, ist ziemlich durcheinander, aber das ist ja kein Wunder, da kommt man früher als geplant nach Hause und findet seine Frau, nein, nicht mit einem Liebhaber im Bett, sondern bewusstlos im Bett und jede Menge leere Tablettenschachteln daneben, das muss man sich einmal vorstellen, können Sie sich vorstellen, wie es Ihrem Mann in diesem Moment

gegangen ist? Na ja, auf jeden Fall hat er richtig reagiert und Sie gerettet, seien Sie glücklich über diesen Zufall, über Ihren Mann.“ Das hastige Sprechen der blonden Krankenschwester, egal, ob ich zuhöre oder nicht, ob ich reagiere oder nicht, ob ich da bin oder nicht. Sie kommt näher und lächelt, ob es mir denn die Sprache verschlagen hätte, und das werde schon alles wieder. Alles hat es mir verschlagen, Körper, Seele, Sprache. Woraus werde wieder was? Mich wieder nach unten sinken lassen, die Decke über das Gesicht ziehen, kein Wort sagen, zu niemandem. Die sich entfernenden Schritte der Krankenschwester, das Türgeräusch. Große Müdigkeit, zu großer Durst. Wieder Türgeräusch und sich nähernde Schritte. Etwas wird auf das Nachtkästchen gestellt, Schritte entfernen sich, Tür wird geschlossen. Unter der Decke hervor kriechen, nach dem blauen Plastikbecher greifen, leicht zittrige Hände, den lauwarmen Tee gierig trinken. Schmeckt abscheulich. Schlucken tut weh. Unter der Decke zusammenrollen, so eng es geht sich um sich schlingen, in mich verschlingen. In den Schlaf atmen, ein aus, ein aus... vergeblich.

Sein Atemgeräusch neben mir, laut und schwer atmet mein Mann, so nah bei mir, ihn nicht ansehen können, auf keinen Fall mit ihm sprechen. Unter der Decke sein mich Anstarren spüren. Ob er mir etwas zu trinken mitgebracht hat, eine kleine Flasche Prosecco wenigstens. Wie lange schon kein Alkohol mehr. Das Spritzige, Kitzelnde in meiner Kehle. Mich noch weiter von meinem Mann wegdrehen, die Augen nicht öffnen. „Sophie, wie konntest du nur.“ Ein Stottern, leise, unsicher, hinter einer Mauer aus Vorwürfen. Mich schämen, nicht einmal das zusammengebracht, aber wie konnte er nur, ausgerechnet diesmal früher vom Männersaunaabend heimkommen, ist doch sonst nie, noch nie passiert. War doch immer so: vier Aufgüsse und dann ins Wirtshaus auf vier Bier, hatte mich darauf verlassen, war ein Fehler, schwerer Fehler. “Stell dir vor, wenn ich nicht früher heimgekommen wäre, wärst du vielleicht nicht mehr am Leben, warum Sophie, sprich mit mir, wir müssen das doch bereden, wir können das doch so nicht stehen lassen.“ Nichts ist stehen geblieben, nichts bleibt stehen, keine Uhr, kein Leben. Eine leichte Schüttelbewegung an meiner Schulter unter der Decke, er sucht nicht meine Hand, er streicht nicht über meinen Kopf. Fette Haare, möchte duschen, in Ruhe duschen, mich einseifen, abtrocknen, einkremen. Hinter einer verschlossenen Tür. Wäre wieder Leben. Türgeräusch, Schritte kommen näher. „Lassen Sie ihr Zeit, Herr Lechinger, sie ist körperlich noch geschwächt und psychisch wissen wir noch gar nichts.

Der Psychiater wird sich darum kümmern. Gehen Sie nach Hause und ruhen Sie sich aus. Morgen sieht alles ganz anders aus, Sie werden sehen.“ Nichts sehen werden, viel zu viel gesehen, Augen kränkeln schon. Noch eine leichte Berührung an der Schulter, ein geflüstertes „Bis morgen“, Schritte entfernen sich, zögerlich. Die Mauer aus Vorwürfen bleibt im Zimmer stehen.

Allein, lausche meinem Atem, immer noch lausche ich meinem Atem, wollte ihn doch nie mehr hören, aber jetzt wieder: ein aus, ein aus... Nicht gelungen, dem Atem den Garaus zu machen, mir nicht, noch ein Versagen, eines mehr oder weniger. Im Boden versinken mitsamt dem Krankenbett, die Schanden zählen. In die Mitte der Erde sinken, begraben werden von all den Jahren, die Leben waren, hätten sein sollen. Was war es, was enden sollte, nicht enden durfte? Noch immer enden soll. Warum sich dafür schämen? Wenn alles doch nur ein Nichts ist. Oder nicht einmal das.

Nicht zu erklären. Alles gut gelaufen. Alles gut ausgesehen. Lehrerehepaar, glücklich verheiratet. Alles gut ausgesehen. Keine Kinder, sie kann keine kriegen, niemals. Das mache doch nichts, man kann auch ohne Kinder glücklich sein, man brauche sich nicht zu schämen, wenn man keine Kinder bekommen könne, nicht alle müssen Mütter sein, so sei man auch viel ungebundener. Noch nie im Leben einen Orgasmus gehabt. Nicht wissen, wie es geht, woran es liegt. Vortäuschen ist einfach. Lügen ist einfach. Schämen ist Gewohnheitssache. Heimlich mit anderen Männern probiert, zwecklos. Es liegt an ihr, an der Frau, unfruchtbar und frigide. Manche trifft es hart. Andere gar nicht. Andere glücklich, zwei Kinder, Eigenheim, Großeltern, ein Hund, Spanienurlaub, Karriere, Gesundheit. Bin nicht krank, bin nicht gesund, bin nicht. Zu mir kommen, zu mir kommen, dass ich nicht lache, wie lange ich schon bei mir war, nicht auszuhalten, immer schlimmer mit der Zeit. Nicht mehr zurück wollen zu mir, nicht mehr ins Leben zurück wollen, in keines.

Können Sie ruhig alles wissen, in der Schule, alle sollen alles wissen. Unfruchtbar, frigide, heimliche Trinkerin und zu guter Letzt ein verpatzter Selbstmordversuch. Alles so gut ausgesehen, alles so gut gelaufen. Hätte niemand gedacht.

Was ist heute für ein Tag, hat man mich krank gemeldet? Wird die Kollegenschaft meinen Mann fragen, was los ist, wird er lügen? Ein sich Zusammenreimen, das Alkoholproblem, die kinderlose Ehe, kein Wunder. Hätte man sich ja denken können.

Lange wäre es mit dem Job nicht mehr gegangen, von wegen Vorbild für Kinder. Eine alkoholranke selbstmordgefährdete Lehrerin. Nein, an ihrem Unterricht gab es nichts auszusetzen, nein, man hat ihr nichts angemerkt, aber Kinder sind doch so sensibel.

Man kann eben in niemanden hineinschauen. Nein, man kann in niemanden hineinschauen. Oder doch? Nicht in mich hineinschauen, bitte nicht, das will niemand sehen, auch ich nicht, nicht mehr.

Kein Mitleid mit meinem Mann, er kommt zurecht, auch ohne mich. Das dauert nur ein bisschen, findet eine neue Frau, die ihm zwei, drei Kinder gebärt, die Orgasmen erlebt wie im Film und noch besser. Und die vor allem nicht trinkt, höchstens ein Glas Wein zum Essen oder auch mal ein Gläschen Sekt, wenn es etwas zu feiern gibt, die sich aber nie volllaufen lässt wie ein Schwein, wenn sie alleine ist, die so gekonnt heimlich trinken kann, ihren Prosecco in den kleinen Mineralwasserflaschen aus Plastik immer in ihrer Tasche hat, immer griffbereit, immer durstig diese Frau und so raffiniert, wenn es ums Verstecken der großen Glasflaschen geht. Die Frau, die so gut funktioniert, der man nichts anmerkt, und wenn doch, macht sie es einem so leicht, wegzuschauen, als hätte man doch nichts gemerkt.

In der Nachbarschaft, in der Schule spricht man von der netten Frau Lechinger, wie von einer ganz normalen Frau, mit allen verträgt sie sich gut, für alle hat sie ein freundliches Lächeln, ein nettes Wort. Und die Kinder mögen sie. Und sie sieht gut aus. Und alles hat gut ausgesehen. Und wirkte doch zufrieden. Hätte man doch niemals an so etwas gedacht. Kann es denn so schlimm gewesen sein?

Im Supermarkt kennt man sie, aber keine Kassiererin sieht ihr ins Gesicht, wenn sie mit ihren Flaschen im Einkaufswagen an der Reihe ist. Man nimmt sie einfach nicht wahr, man will das nicht sehen. Der Filialleiter huscht schnell an ihr vorbei, wenn er sie am Regal zugreifen sieht. Man nimmt nicht wahr, was man ihr nicht ansieht. Die Scham sitzt hinter der Gesichtsmauer, die bröselt niemals, oder doch? Niemand braucht das zu sehen, nicht die Nachbarn, nicht die Supermarktangestellten, nicht die Kollegen, nicht die Schüler, nicht die Freunde, nicht die Verwandten, nicht einmal man selbst. Ein gutes Gefühl, dieses jemandem nichts Anmerken, dieses Nichtsehen, schließlich ist man selber nicht so, man ist anders. Und es gibt nichts zu schämen. Oder doch?

So hell im Zimmer, so schwarz das Kleid der Ordensschwester, so schwer der Körperstein, so leergefegt das Seelenhaus. Einschlafen, dem Atem folgen, ein und aus, ein und aus, bis in die Tiefe der Nacht, bis ans Ende des Krankenzimmers, vergeblich.

Immer enger das Zimmer, ein Zuschnüren, ein Abschnüren, ein Näherrücken der Wände, Erdrückung. Schweißgebadet frieren, ein Zittern der Beine bis in den Brustkorb. Ein Rasen im Herz, setzt sich fort, Wellen bis in die Zehenspitzen, Fingerkuppen. Kleine Nadelstiche ins Fleisch der Fußsohlen, der Handteller. Wer macht so etwas? Mit mir. Der Atem viel zu schnell, um zuzuhören. Schweiß auf den Lippen, Durst im Mund. Was haben sie mir gegeben, dass der Körper sich so aufführt? Was haben sie mir nicht gegeben? Türgeräusch dröhnt verzerrt im Hinterkopf, Schritte nähern sich wie Pressluftschlämmer. Decke weg von mir, Decke her zu mir, so heiß, so kalt, so nichts dazwischen. „Sie sind sehr unruhig, Frau Lechinger, wir geben Ihnen jetzt etwas, damit Sie schlafen können und der Alkoholentzug abgeschwächt wird. Dann sind Sie hoffentlich morgen für ein Gespräch mit dem Psychiater bereit. Sie werden verstehen, dass wir Sie nicht einfach wieder nach Hause schicken können. Vorerst muss geklärt werden, wie es mit Ihnen weitergeht.“

Kein Blick, kein Wort von mir. Die Arztworte hallen nach, sind Gänsehaut auf mir, in mir. Weitergehen, weitergehen soll. Meine Haut hat keine Ahnung. Trinke und schlucke, wie man es von mir wünscht, trinken und schlucken kann ich gut. Als würde die zitternde Hand nicht zu mir gehören, die Arzthand hilft mir, das Glas zum Mund zu führen. Nichts Spritziges, Kühles, Lebendigmachendes. Damit das Zittern aufhört, innen bleibt es, hinter den Augen ein Brennen, ein schwarzes Feuer. Heiß und kalt und schlafen und wach sein und leben und sterben und nichts oder alles dazwischen. Und wenn es doch ein Wort zu sagen gäbe, ein einziges, nicht gesund machendes, aber immerhin nicht kränker machendes. Es müsste klingen wie „Lichtung“ oder „Abschied“, zur Sicherheit geflüstert, vielleicht gesungen.

Mitten aus dem Nichts taucht er auf, der Vaterschatten, aus dem Krankenzimmerdunkel, das so viele Leuchtaugen hat, kein Türgeräusch, keine Schritte. Wer hat ihn hereingelassen, zu mir gelassen. Als Scherenschnitt tanzt er um mich herum, will sich zu mir legen, unter meine Decke kriechen, will mich berühren, verführen. Ich sei doch

schon ein großes Kind. Will sich an mich drücken, in mich. Will mich betören, zerstören. Niemand darf ihn sehen, meinen Vaterschatten. Bin doch kein kleines Kind mehr, das ein Geheimnis nicht für sich behalten kann. Ein so großes Geheimnis, schon so lange, wird immer noch größer. Ganz für mich behalten meinen Vaterschatten, ein Leben lang. Kein Schritt ins Licht, bloß nicht aus dem Schatten hinausfallen, meine ganze Welt darin. Außerhalb, viel zu grell die Sonne, viel zu hell die Worte. Alles viel zu weich und warm, nichts für die brave Tochter, die beste Geheimnisbewahrerin. Helfen würde das Sprudelnde, Kühle, wenn es die Zunge kitzelt und durch die Kehle fließt, hilft immer, hat immer geholfen.

Vielleicht gibt es einen Satz, der sich sagen ließe, weinen, schreien ließe. Dass ich nicht mehr kann, nicht mehr will. Vielleicht bliebe ein Loch davon im Körper, vielleicht wäre darin ein kleiner Samen, würde keimen. Dass ich mein Leben nicht ertrage, nicht das eine, nicht das andere, dass ich mich nicht mehr ertrage, wie ich heimlich trinke, die Ängste kurz untertauchen lasse, damit sie dann umso heftiger aus dem dunklen Wasser emporschnellen, direkt in mich hinein, wie ein Blitz in meinen Stamm. Und über allem zieht der Vaterschatten, drängt, bedrängt und lässt sich nicht abhängen, nicht loswerden. Sich für Unsichtbares schämen. Das Kind sieht Gespenster, hat es immer geheißen. Und die glückliche blonde schlanke Krankenschwester hat gut lächeln, ohne Vaterschatten, hat gut aussehen, ohne Gespenster. Ihr Körper ist so sauber und normal, sie beißt sich in die Hand beim Orgasmus, um nicht vor Lust zu schreien. Vielleicht bekommt sie Zwillinge und schwimmt im Glück, wie in einem ruhigen See, jemand wirft Steine hinein, die Kreise sind friedlich und schön. Keine Gespenster tauchen auf, um Luft zu schnappen und in sie zu fahren, sich in sie zu drücken. Bis das Keuchen immer lauter, schneller wird, niemals hat es wer gehört. Große Geheimnisse sind nicht zu hören.

Ruckartig aus dem Schlaf herausbrechen, wo und wann bin ich? Und wer? Schwindel im Kopfbrei, kein Zittern mehr, das Gegenteil, wie betäubt so schwere Finger, Hände, Zehen, Füße. Wie angeleimt der schwere Körperstein am feuchten Leintuch, die Matratze schaukelt auf und ab und hin und her. Das Bett zittert um mich herum. Schweiß- und Schamgeruch im ganzen Körper, im ganzen Bett, im ganzen Zimmer. Alle werden es merken, mich anschauen, mich ansprechen. Dann? Nicht wegsehen, nicht unter die Decke kriechen, nicht Lippen zusammenpressen, nicht Herzklopfen dämpfen, nicht

Sprache verschlagen, nicht Schatten und Gespenster bewahren, nicht Geheimnisse für mich behalten. Nein, nicht mehr. Es nicht mehr können. In meinen Fingerkuppen und Haarwurzeln werde ich die Wörter finden: Ich will nichts mehr für mich behalten, ich habe das Schwimmen verlernt, das Tauchen noch nie gekonnt, ich brauche Hilfe, sonst gehe ich unter, und nicht nur ein Wort macht mich gesund. Vielleicht ein Weg am Ufer des Sees, wer weiß, wie weit es dorthin ist und ob er überhaupt zu finden ist, und gefunden, ob er verwildert und verwachsen ist, vielleicht wird ein Werkzeug notwendig sein, ein Messer. Vielleicht brauche ich Schwimmunterricht, wer weiß, wie viele Stunden. Vielleicht geht es nur bei Windstille. Aber die Stürme lassen sich nicht beruhigen. Vielleicht ein Auswendiglernen von zwei Sätzen, zu sagen, wer ich bin und wer nicht, wer ich bin und wer ich nicht bin, wer ich nicht bin und wer ich bin, immer wieder, immer wieder. Bis mein Atem es sagt. Ich bin.